

Stuart Christie

**Meine Oma, General
Franco und ich**

Autobiografie

Aus dem Englischen übersetzt
von Gabriele Haefs

Edition Nautilus

Der schlimmste Tag meines Lebens

Am Dienstag, dem 1. September 1965, als Großbritannien sich bei den Parlamentswahlen zwischen Harold Wilson und Lord Alec Douglas Home entscheiden musste, stand ich in Madrid vor Gericht – einem Consejo de Guerra Sumarísimo, Aktennummer 1154-64 –, die Anklage lautete auf »Mordversuch und Terrorismus«.

Achtzehn Tage zuvor hatte die spanische Geheimpolizei bei meiner Festnahme Plastiksprengstoff und Zünder bei mir gefunden, mit denen während des Pokalendspiels in der königlichen Loge in Santiago Bernabéu Spaniens faschistischer Diktator, Generalissimo Franco, und seine engsten Vertrauten in die Luft gesprengt werden sollten. Auf dieses Verbrechen stand Tod durch die Garrote-vil, dieses grauenhafte Gerät, das den Nacken bricht und bei dem ein Eisenring um den Hals langsam den Tod durch Erwürgen herbeiführt. Die brennende Septembersonne Madrids strömte durch die hohen Fenster in den düsteren Gerichtssaal und zeigte die polierten Messingknöpfe, die goldenen Schnüre und das schweißgetränkte Gesicht des Kavalleriemajors, der zwischen mir und den Richtern hin und her schritt. Er gestikulierte heftig und brüllte auf kastilischem Spanisch. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was er da sagte, und eine Übersetzung gab es für mich nicht.

Ab und zu blieb der Major stehen, drehte sich mit dramatischer Gestik um, zeigte auf mich wie ein geistesgestörter südeuropäischer Lord Kitchener und – wobei er seine Stimme änderte – zischte etwas, das zweifellos von großer Bedeutung war. Einmal schaute ich mich um, für den Fall, dass er jemanden hinter mir meinte. Aber es konnte keinen Zweifel geben – er redete über mich.

Ich saß auf einer hölzernen Bank, zusammen mit meinem Mitangeklagten, Fernando Carballo Blanco, einem vierzig Jahre alten spani-

schen Tischler, der kein Englisch sprach. Dabei wurden wir auf jeder Seite von zwei bewaffneten Soldaten bewacht. Uns gegenüber an der Wand hing ein riesiges goldgerahmtes Portrait eines spanischen Feldherrn in heroischer Siegerpose, er saß auf einem weißen Ross und war umgeben von toten und sterbenden Besiegten: Generalissimo Francisco Franco y Bahamonde. Er sah aus wie eine Mischung aus Oliver Cromwell und Torquemada, mit einem Schwert in der einen und einer heiligen Reliquie und Zügeln in der anderen Hand, bereit, alle zu zerschmettern, die sich ihm in den Weg stellten. Der Major war nur das Sprachrohr für Francos Zorn und seine göttliche Gerechtigkeit.

An einem hohen Tisch vor dieser düsteren Allegorie saßen elf mit Auszeichnungen überhäufte Armeeoffiziere, jeweils fünf zu Seiten des üppigst dekorierten Coronel Don Jesús Montes Martín. Jeder hatte vor sich sein Zeremonienschwert liegen. In der Ecke, an einem Tisch für sich, saß der hochgewachsene Untersuchungsrichter vom Juzgado Militar Especial Nacional de Actividades Extremistas, Oberstleutnant Balbás Planelles, ein Mann mit blankpoliertem kahlen Schädel und großem silbergrauen Schnurrbart. Zu meiner Linken stand der Tisch für den nervösen

Dolmetscher, ein Hauptmann, dessen Aufgabe es war, alles zu übersetzen, was ich vielleicht dem Gericht zu sagen hatte, nicht umgekehrt, und den Vertreter der Anklage, Comandante Auditor Don Ramón González-Arnau Diez, der gerade sein Plädoyer hielt. Zu meiner Rechten saß mein unvorbereiteter und sichtlich eingeschüchterter Verteidiger, der von der britischen Botschaft verpflichtete zivile Anwalt Don Gabriel Luis Echevaria.

Das eine freundliche Gesicht im Saal gehörte meiner Mutter, der einzigen anwesenden Frau. Ansonsten bestand die Öffentlichkeit – die bewegungslos dasaß und in dem großen, hohen und luftlosen Raum ausgiebig schwitzte – aus Militärs, Geheimpolizisten, die ich von der Brigada Político-Social her erkannte, Vertretern von Francos faschistischer Presse und schwarzgewandeten Geistlichen. Es gab zudem zwei britische Diplomaten, den Konsul und den Vizekonsul, sowie den von unserem Londoner Solidaritätskomitee entsandten Rechtsanwalt Niall MacDermott.

Es war unwirklich, als ob ich auf irgendeine Weise in den letzten Akt einer Oper versetzt worden wäre, wo die Musik und die dicke Dame fehlten, die aber weiterhin unbegreiflich war. Später erfuhr ich, dass der Major erläutert hatte, wie seit dem Sieg der Glorreichen Nationalbewegung 1939 Spanien von innen und von außen von den Aktivitäten anarchistischer Organisationen bedroht worden sei, die mit Bombe und Gewehr die spanische Ordnung und Sicherheit zerstören wollten – und ich sei einer der Agenten dieser Verschwörung.

Aber ich war 18 Jahre und sechs Wochen alt, ein Junge aus den Glasgower Arbeitervierteln, und ich war nie in einer Oper gewesen. Wie im Namen des Leibhaftigen war ich hier gelandet?

He, Ma, schmeiß 'n Stück Brot runter!

Ich wurde 1946 im Arbeiterviertel Partick geboren, im Westen Glasgows – etliche Jahre, ehe in Schokolade frittierte Marsriegel, Hammelpasteten mit Curry und der Verfall der Innenstädte aktuell wurden.

Damals wie heute und seit Jahrhunderten war die Stadt Glasgow nach Religionen gespalten. Meine Familie war »gemischt«. Die meines Vaters gehörte einer Episkopalischen Kirche an, sie waren seit mindestens 250 Jahren Jakobiter, und ich wurde Stuart getauft, nach dem Thronprätendenten Bonnie Prince Charlie, dem »einzigsten Mann in der Geschichte, der nach drei verschiedenen Schäferhunden genannt worden ist«, wie mein Mit-Particker Billy Connolly gesagt hat. Trotzdem wurde ich als Presbyterianer erzogen, vermutlich aufgrund der Tatsache, dass mein Dad meistens zur See fuhr – und weil meine Oma darauf bestand.

Partick, wo ich bis zum Alter von sieben Jahren lebte, vermittelte mir erstmals Loyalitäten und ein Gefühl der Identität. Ich wohnte glücklich mit meiner Mutter und meinen Großeltern oben in einem freundlichen vierstöckigen edwardianischen Haus in der White Street 52 – einem dieser robusten, hohen, vom Smog braunrot gefärbten Sandsteinhäuser auf dem Nordufer des Clyde, zwischen den vornehmeren Vororten Whiteinch, Hyndland und Kelvingrove, und gegenüber dem Industriegebiet Govan auf der anderen Flussseite. Diese Gegend war ein »Schottischer Eintopf« aus den besten und schlimmsten Zutaten der zweiten Stadt des Empire – auf unseren Landkarten war damals das gesamte Empire noch rosa eingefärbt –, eine Mischung aus Klassen, ethnischer Herkunft und Religion aus Hochland und Tiefland, aus irischen, italienischen, litauischen und polnischen Immigranten, wo gutsituierte Leute gleich neben solchen lebten, die gerade so über

die Runden kamen.

Die White Street lag auf halber Höhe der sanft ansteigenden Hyndland Street, gleich hinter dem düsteren roten gotischen Sandsteinbau der römisch-katholischen St. Peters-Kirche. Trotz dieser ganzen religiösen Sektiererei war Glasgow nicht wie Belfast oder Derry durch konfessionelle Grenzen geteilt, sondern durch Reichtum und Armut. Der soziale Status in den Mietshäusern war so fein abgemischt wie McDougalls Mehl, und die soziale Stufenleiter führte abwärts. Unsere Straße, wo die Häuser kleine Vorgärten hatten, galt als »bessere Gegend« als die Straße gleich unter uns, die Chancellor Street, aber als »nicht ganz so angesehen« wie Carid Drive, die nächste Straße aufwärts zum baumbestandenen Wohlstandsidyll von Partickhill und Hyndland Road, wo die Bewohner mit einem aufgesetzt vornehmen »Weißbrot-Akzent« sprachen. In der White Street hing niemand aus dem Fenster, was anderswo eine Gewohnheit von Hausfrauen mit Kopftüchern und bunten Kittelschürzen war. Sie beugten sich aus den Fenstern, stützten dabei die Ellbogen auf Kissen, überwachten mit verschränkten Armen das Kommen und Gehen in der Straße und wechselten mit Nachbarinnen und Passanten Scherze. Durch die Straßenschluchten zwischen den Häusern zu gehen, wo diese Sitte beherzigt wurde, war wie eine Art Spießrutenlauf zwischen zwei riesigen Reihen von Batteriehühnern, wo die Hennen oben, unten, links und rechts gackerten.

Diese Sitte mochte unten am Hang in der Chancellor Street und in der vorherigen Wohnung meiner Oma in der Henderson Street, in Maryhill, akzeptabel gewesen sein – aber nicht in der White Street. Wenn meine Oma auch nur die Gardine anhob, forderte mein Opa sie sofort auf, vom Fenster wegzubleiben.

Ein weiterer Hinweis auf die soziale Position war das Aussehen der Eingänge zu den Mietshäusern oder der »Höhlen in den Canyons«, wie Ian Davison, ein Liedermacher aus Glasgow, sie genannt hat. Das ungeschriebene Gesetz verlangte von den Frauen aus dem Flur, abwechselnd den Eingang, die Treppen und die bunten Glasfenster zu den Hinterhöfen zu putzen, außerdem mussten sie die Geländer und die kleinen dekorativen Knäufe polieren, die uns Kinder daran hindern sollten, die Geländer hinunterzurutschen. Der Himmel mochte der

Frau gnädig sein, die ihren Eingang nicht tadellos hinterließ, wenn sie an der Reihe war. In den respektableren Mietshäusern wurde ihr höherer Rang noch dadurch betont, dass die Eingänge mit phantasievollen Ornamenten dekoriert waren, gemalt mit weißer Tonkreide, mit Mustern, die für jeden Eingang unterschiedlich waren. In den toilettenlosen »Single Ends« (Einzimmerwohnungen) im Süden der Dumbarton Road machten die Vermieter sich nicht diese Mühe, und die ärmeren Leute, die dort wohnten, hatten andere Sorgen. Bröckelnder Stuck, abblättrender Gips, zerbrochene Fensterscheiben und feuchte, verdreckte Gänge, die nach altem Bier, Kotze, Vimto- und Irn-bru-Brause und Fish and Chips stanken, identifizierten sie als die Brutstätten der rachitischen Verdammten – und vermutlich der Katholiken. Wenn es in Partick Melancholie und Verzweiflung gab, dann in diesen erbärmlichen Straßen und in diesen dunklen Fluren.

Kinder in meinem Alter konnten auf der Straße machen, was sie wollten. Wir spielten alle Arten von Verstecken und Nachlaufen und durchwühlten die Abfallhaufen, sowie wir aus der Schule kamen und bis zum Schlafengehen, nach allen interessanten Dingen. Unterbrechungen, weil Tee getrunken werden musste oder eine Krise heraufzog, wurden von den Fenstern her angekündigt: »Der Ball liegt auf dem Dach«, oder »kommt raus, kommt raus, wo immer ihr seid, das Spiel ist Pfusch, da ist ein Mann im Busch«. Wer sich in einem Flur oder unten in einem »Loch« versteckt hatte (in den dunklen, Kerkerzellen ähnlichen Souterrainwohnungen), wusste, dass das Spiel vorüber war und wir ins Haus mussten. Wir gingen nach Hause, weil wir es uns nicht vorstellen konnten, nicht zu gehorchen. Ich wurde dazu erzogen, gottesfürchtig, höflich, zuvorkommend und brav zu sein, es grenzte durchaus an Unterwürfigkeit und Servilität. Wenn ich mit meiner Oma oder meiner Mutter unterwegs war, musste ich außen am Bürgersteig laufen, neben der Straße, und wenn wir auf der Straße Bekannte trafen, nahm ich die Mütze ab, sagte Guten Tag und schwieg dann, solange ich nicht angesprochen wurde. Wenn ich herumzappelte oder auch nur auf irgendeine Weise frech oder schlecht gelaunt wirkte, wurde mir ein Schlag auf den Hinterkopf versetzt und Schlimmeres wurde für später verheißen, wenn wir zu Hause wären. Wenn uns ein Leichenzug entgegenkam, blieben wir stehen, ich nahm die Mütze ab und drück-

te sie auf meine linke Brustseite, und dabei sah ich die Straße bewegungslos an, bis der Zug vorüber war. Wir fluchten nur selten oder nie und benutzten den Namen Jesu Christi niemals als Ausruf, denn wir wussten, wir würden sofort im »Höllengebiet« landen oder von einem Blitzschlag niedergestreckt werden, wenn Gott oder – schlimmer noch – Oma uns hörten. Das eine Mal, dass mir der Mund mit Seife ausgespült wurde, war, als ich vielleicht acht war und wir in Ardrossan wohnten, einem Seebad am Ufer des Clyde. Ich hatte mit meinen Freunden auf einer stillgelegten Eisenbahndrehscheibe gespielt, und wir hatten erfolglos versucht, den riesigen gusseisernen Hebel zu bewegen, der den Mechanismus antrieb. Zwei größere Jungen, die vorüberkamen, versuchten, ihre Kraft unter Beweis zu stellen, verkündeten aber nach einigen Versuchen, die Sache sei unmöglich, »weil das Ding so verdammt steif ist«, und gingen weiter. Seltsamerweise hatten weder meine Kumpels noch ich dieses Wort je gehört und wussten deshalb nicht, was es bedeutete, aber es klang einfach überzeugend. Als ich Oma von unserem Abenteuer erzählte, wiederholte ich den Satz wortwörtlich. Oma klappte das Kinn nach unten und ihr Gesicht verzog sich vor Entsetzen, als hätte sie soeben eine unvorstellbar dämonische Obszönität gehört. Nachdem sie eine halbe Sekunde gebraucht hatte, um sich zu sammeln, wurde ich durch die Küche zum Spülbecken gezerrt und ein Stück Karbolsäure wurde mir in den Mund gerammt. Als das Drama zu Ende gebracht worden war, hatte ich die Lektion verstanden. Nie wieder habe ich vor den Ohren meiner Großmutter geflücht.

Diese überschaubare geschlossene Gemeinschaft war unsere Welt. Wir kannten niemanden, der in den Ferien nach Übersee gereist wäre: Wer nach Australien, Neuseeland oder Kanada fuhr, war ausgewandert und wurde niemals mehr gesehen. Eine Pauschalreise ins Ausland bedeutete damals für Protestanten eine Bildungsreise durch Palästina und das »Heilige Land«, um in Begleitung des Pastors die Orte zu sehen, wo Jesus geboren wurde, gelebt hatte und gestorben war. Für Katholiken bedeutete es eine Wallfahrt nach Lourdes in Frankreich oder Fatima in Portugal, wo die Jungfrau Maria sich den staunenden Einheimischen gezeigt hatte. Mein Kumpel Andy McGowan ging 1958 auf so eine Wallfahrt nach Lourdes, zur Hundertjahrfeier der Erscheinung

der Jungfrau Maria vor einem jungen Bauernmädchen namens Bernadette. Diese Reise kostete Andys Mutter 26 Pfund, ein kleines Vermögen, für das sie ein Jahr lang jede Woche zehn Schilling auf die Seite gelegt hatte. Von den Mitreisenden hatte keiner je ein fremdes Land besucht, und sie waren ungeheuer aufgeregt, obwohl sie wirklich nur an einer Prozession nach der anderen teilnahmen. Endlich erreichten sie die Grotte, in der die Jungfrau Maria sich gezeigt haben sollte. Über dieser heiligen Stätte hingen Gehstöcke und Krücken, und als Andy danach fragte, wurde ihm gesagt, die seien von durch das heilige Wasser geheilten Menschen hinterlassen worden. In seiner Unschuld fragte Andy, warum es keine Holzbeine oder Glasaugen gäbe, und gleich darauf fand er sich auf dem Boden wieder, dahingestreckt vom allmächtigen Schlag eines Lehrers, der ihn noch dazu der Gotteslästerung bezichtigte – dies alles vor Augen von Hunderten von Wallfahrern. Und er meinte später, welch ein Glück, dass er nicht auch noch nach künstlichen Gebissen gefragt habe.

Das entsetzliche Leben, zu dem er, als Katholik geboren, leider verdammt war, erregte unser Mitgefühl. Die presbyterianische Variante dieser Szene war der Pastor, der in der Sonntagsschule den Kindern predigte: »In der Hölle wird es Heulen und Weinen und Zähneklappern geben.« – »Aber was passiert, wenn man keine Zähne hat?«, fragte ein Kind. »Dann wird der Gütige Gott welche schicken«, lautete die strenge Zurechtweisung.

Meine Mutter wurde 1922 in Glasgow geboren, und als sie die Schule 1937 verließ, fand sie eine Lehrstelle in Bammers' Frisiersalon in den Charing Cross Mansions. Bammers war zudem der bedeutendste Theaterausstatter in Glasgow und versorgte die vielen Varietés der Stadt mit Perücken. Meine Mutter hatte braunrote Haare, war zierlich und hübsch und zog sich gern anders an als alle anderen. Sie war außerdem ein wenig exzentrisch und hatte eine Zeit lang einen Affen als Haustier, bis Opa sie zwang, dieses arme Geschöpf wegzugeben. Sie verbrachte ihre Ferien meistens im Dorf Kirkholm in Rhin, am Westufer des Loch Ryan zwischen Corsewell Point, Lady Bay und Stranraer, und dort lernte sie Albert Christie kennen, meinen Vater.

Vielleicht lag es daran, dass ich ihn so selten sah, vielleicht ent-

sprach es den natürlichen Neigungen eines kleinen Jungen, jedenfalls war mein Vater für mich die geheimnisvollere und attraktivere Gestalt. Dad war dreißig Jahre alt, als meine Eltern sich kennenlernten. Er kam aus dem Fischerdorf Torry an der Mündung des Flusses Dee in Aberdeen und arbeitete auf einem Trawler, nachdem er im Krieg auf einen Leuchtturm versetzt worden war. (Nach der Hochzeit meiner Eltern in Glasgow, am 2. Juni 1945, verbrachten sie die ersten sechs oder sieben Monate ihres gemeinsamen Lebens auf einem Leuchtturm bei Corsewall Point, am Auslauf des Loch Ryan in die Irische See.) Mein Vater war über eins achtzig groß und schlank und sah gut aus, verwegen, nachdenklich, mit einem spöttischen Lächeln und trockenem Humor. Er hatte dunkle Haare und eine schmale Stirn, buschige Augenbrauen, schräge grau-blaue Augen, eine Adlernase und einen üppigen Mund in einem länglichen, sonnengebräunten und wettergegerbten Gesicht. In meiner Erinnerung trug er immer eine verschossene Jacke aus Harris-Tweed, einen Rollkragenpullover aus öliger Wolle und graue Flanellhosen. Als Kapitän kam er nur alle fünf Wochen für einige Tage auf Landurlaub, und er machte sich nie die Mühe, sich modisch auf dem Laufenden zu halten. Bei Hochzeiten und Beerdigungen trug er einen dunkelblauen doppelreihigen Anzug aus Serge, den er für elegant hielt, und eine Fliege.

Mein Vater war ein starker Trinker, wurde aber nie rührselig, wenn er betrunken war. Er rauchte auch viel, wie damals die meisten Männer, er drehte seine Zigaretten aus stinkendem holländischen Tabak. Er konnte unbegreiflich schnell mit einer Hand an der Außenseite seines Hosenbeines eine Zigarette fabrizieren. Vermutlich hatte er diese Fähigkeit an Steuerruder oder Fischnetz erworben. Ich habe gehört, dass er launisch sein konnte – obwohl ich ihn nie so erlebt habe – und dass er bei einer echten oder eingebildeten Kränkung schnell beleidigt war.

Er war gottesfürchtig und abergläubisch, dazu intelligent und ein Einzelgänger. Wie viele Fischer hatte er nichts für Plaudereien übrig, schwankte aber auf unvorhersagbare Weise zwischen langem Schweigen und episch erzählten phantasievollen Geschichten über das Leben auf See und in den Fischerdörfern der alten Zeiten. Eine Geschichte hat mich als kleiner Junge sehr beeindruckt. Einmal sah mein Vater in der

Barentssee kurz vor der Arktischen Eiskappe ein Segelschiff mit hohen Masten, das im Eis eingeschlossen war und ziellos durch das Nordmeer trieb, und auf dem ein bärtiger Mann am Steuerruder festgefroren war. Aus irgendeinem Grund hatte ich immer das Gefühl, dass er gern dieser Mann gewesen wäre, obwohl er oft sagte, er würde am liebsten ertrinken, da ihm das als beste Todesart erschien. Er behauptete, Ertrinkende sähen in aller Schnelle noch einmal ihr ganzes Leben Revue passieren. Das war keine Überlieferung aus seiner Familie, keine Fischertradition, die Hunderte von Jahren zurückreichte: Mein Vater und sein Bruder, mein Onkel Tom, hatten solche Rückblicke erlebt, als sie fast ertrunken waren, sie waren beide über Bord gespült worden. Mein Vater weigerte sich, wie viele Fischer, Schwimmen zu lernen. Wo sollte er denn hinschwimmen, war sein Argument – Hunderte von Meilen draußen im Nordatlantik oder dem arktischen Ozean, wo die wahrscheinliche Überlebenszeit im Wasser im Sommer bei fünfzehn und im Winter bestenfalls bei sieben oder acht Minuten lag.

Das Leben auf dem Leuchtturm Scorsewall war idyllischer, eine Atempause von dem harten Fischerleben der Vorfahren meines Vaters. Es passierte nichts Dramatisches. Jedenfalls nicht, bis mein Vater aus dem Dienst entlassen wurde, da er unter ungeklärten Umständen den Leuchtturmmeister angegriffen hatte – vielleicht als Folge seiner »Lauen« oder weil das harte Leben seit Generationen ihm diesen Widerstandsgeist vererbt hatte. Ohne Geld und ohne Wohnung blieb mein Vater in Aberdeen und suchte Arbeit auf einem Trawler, während meine Mutter und ich zu meinen Großeltern in deren Mietwohnung im Glasgower Stadtteil Partick zogen.

Im November 1950 machte mein Vater sein Kapitänspatent, und meine Eltern suchten in Torry oder in Skateraw weiter die Küste abwärts, wo die Familie seit mindestens dem 16. Jahrhundert gelebt hatte, eine eigene Bleibe, aber der Fischereibranche ging es schlecht, und da sie keine bezahlbare Wohnung fanden, hatten sich ihre Wege 1952 bereits getrennt. Es gab auf keiner Seite Bitterkeit, wenn ich das richtig verstanden habe, auch wenn das Ende seltsam war. Meine Eltern besuchten mit meinen Großeltern in Glasgow einen Freund. Dieser Freund, Jimmy Stewart, der Kohlenmann, schenkte für jeden Gast ein Glas Sherry ein, das mein Vater voller Widerwillen anstarrte, um dann

zum Ausguss zu gehen, den Sherry auszukippen und ohne ein weiteres Wort das Haus zu verlassen. Alle scherzten darüber, dass er Zigaretten holen gegangen sei, aber wir sollten ihn für die nächsten zwanzig Jahre nicht wiedersehen.

Ich war damals sechs oder sieben Jahre alt, eigentlich zu jung, um viel zu begreifen, aber als die Jahre vergingen, fand ich, es sei doch ein sehr langer Fischzug, vom Schlangestehen für Zigaretten ganz zu schweigen. Viele Jahre später, als meine Eltern endlich wieder zusammen waren, rissen wir Witze darüber, wie mein Vater zuletzt Zigaretten hatte kaufen wollen und dann für zwanzig Jahre verschwunden war.

Meine Mutter musste uns jetzt von ihrem mageren Friseurinnengehalt ernähren, aber zum Glück hatte sie meine Großeltern, die mich großzogen, bis ich zwölf war.

Als Oma einen Katholiken heiratete

Meine Oma war der stärkste moralische Einfluss in meinem Leben. Sie wurde 1890 geboren, in eine Welt von Pennypost und Brieftauben, von Pferd und Wagen und Operationen ohne Betäubungsmittel, und ihre eigenen Großeltern konnten sich an das Leben vor Waterloo erinnern. Oma wuchs in einem Torwächterhaus auf den Ländereien von Lochnaw Castle auf, wo John Singer Sergeant, als meine Großmutter zwei war, das Bildnis der schönen Lady Agnew von Lochnaw malte. Im Jahre 1915 brach das edwardianische Zeitalter zusammen und riss die Überreste des Feudalismus mit, und meine Großmutter heiratete einen Soldaten, verließ das Schloss und kam schließlich gleichzeitig mit Elektrizität und Telefon in Glasgow an.

Das ethische Rüstzeug meiner Großmutter bestand zu gleichen Tei-

len aus John Knox und Dorfgemeinschaft, überführt in die Glasgower Mietskasernen. Sie war immer tadellos zurechtgemacht und arbeitete jeden Tag ihres Lebens, ohne sich zu beklagen oder über ihr Schicksal zu jammern. Sie fegte den Flur, schürte das Feuer im Waschkeller, schleppte die Asche vier Treppen hinunter zum Müllhaufen, wischte Staub und polierte, wienerte Messing und vernickeltes Silber, spülte Geschirr, reinigte schwarze Ofenroste, putzte Gemüse, pulte Erbsen und buk. Sie schien immer zu backen. Ihre Welt bestand aus ihrer Familie – und den Nachbarn, für die sie immer wusch, flickte oder Hammelsuppe kochte. Immer gab es einen Teller Suppe und ein Stück Brot für Landstreicher, die an die Tür klopfen, und wenn jemand im Haus oder der Bekanntschaft krank wurde oder in Not geriet, lag bald ein kleines Päckchen mit Leckerbissen auf seiner Türschwelle.



Aus dem Fenster hängt
Foto: Oscar Marzaroli

Überall in Schottland herrschten Arbeitslosigkeit und Armut, und selbst mit der Armeepension meines Opas fiel das Überleben schwer. Sein gesamtes Geld ging für die Miete drauf, und sie wussten nie, ob Essen auf dem Tisch stehen würde, wenn es aber der Fall war, dann hatte Oma es dort hingestellt. An dem Tag im März 1922, an dem meine Mutter geboren wurde, hatte Oma nicht einen Penny in ihrer Geldbörse. Immerhin überlebte meine Mutter – anders als ihre Schwester Louise, eines von an die vierzig Millionen Opfern der Spanischen Grippe, 1918–19, die im Ersten Weltkrieg von amerikanischen Soldaten herübergebracht worden war. Ein weiteres Kind meiner Großeltern,

Colin, starb 1929 im Alter von 18 Monaten an Diphtherie. Durch die Börsenkrise 1929 wurde alles noch viel schlimmer, und 1933 gab es in Schottland fast drei Millionen Arbeitslose. Aber so schlimm die Lage auch sein mochte, meine Oma behielt immer noch alles im Griff, sogar ihre Würde. Sie arbeitete zu allen Stunden, die Gott geschickt hatte, sie verkaufte in den Städten und Dörfern in Argyllshire und Lanarkshire Zeitungen und war eine Zeit lang als Haushälterin in einem Arbeiterwohnheim tätig.

Ich bewunderte nicht nur ihr Arbeitsethos und ihren Gemeinschaftsgeist, sondern, so seltsam das für eine Frau ihrer Zeit klingen mag, auch ihre Unabhängigkeit im Denken. Sie behandelte jeden Menschen und jede Frage nach ihren eigenen Wertmaßstäben und ließ sich von den Ansichten ihrer Umgebung nicht beirren. Immer stand sie auf der Seite der Schwachen. Mehr als alles andere hasste sie das religiöse Sektierertum, das das Leben im Westen Schottlands dominierte. Obwohl sie ihr Leben lang in einer Gegend, in der religiöse Unterschiede leidenschaftlich und oft gewaltsam zum Ausdruck kamen, Protestantin blieb, heiratete sie einen Katholiken.



Paddy's Market,
Glasgower Einkaufsmeile
Foto: Oscar Marzaroli

Bei uns wurde niemals über Politik oder Religion diskutiert, aber ab und zu erwähnte Oma den Namen James Maxton, der damals vermutlich die prägende Persönlichkeit der Independent Labour Party (ILP) in Schottland war. Maxton war Pazifist und hatte im Ersten Weltkrieg den Wehrdienst verweigert. Als Redner von hypnotischer Kraft hatte er in Werften, Fabriken und Rüstungsbetrieben Streiks gegen den Krieg organisiert. 1916 wurde er ver-

haftet und wegen Aufwiegelei vor Gericht gestellt, worauf er ein Jahr im Gefängnis verbrachte. Auch beim Generalstreik des Jahres 1926 spielte er eine wichtige Rolle. Meine Mutter erzählte mir später, dass Oma regelmäßig den kleinen Versammlungsraum der ILP in der Napierhall Street in Maryhill aufsuchte, um Maxton sprechen zu hören.

Einer der Gründe, aus denen bei uns nie über Politik geredet wurde, war wohl, dass der Name Maxton bei meinem Großvater durchaus nicht gut angekommen wäre. Mein Großvater war durch und durch Soldat und, so meine Mutter, wählte immer die Konservativen. Opas Eltern waren um 1870 aus Irland nach England ausgewandert, und er war in Salford geboren worden. Opa war bei meiner Geburt 71 Jahre alt, mit frischem Gesicht, trotz seiner Jahre, mittelgroß, von feinem Knochenbau und leicht ausgemergeltem Aussehen. Eine Kriegsverletzung ließ ihn hinken und ein wenig krumm gehen. Sein Blick konnte einschüchtern.

Er hatte zwei Anzüge, einen für »fein« und einen für jeden Tag – seinen »Sudelanzug«, wie er sagte. Nachts wurden die Hosen ordentlich gefaltet und zwischen Packpapierschichten unter die Matratze gelegt. Sein Äußeres war militärisch und tadellos, er band seine Schnürsenkel so, dass beide Enden genau gleich lang waren, und weil er sich nicht bücken konnte, mussten meine Oma oder ich diese Leistung erbringen. Er stand immer früh auf, kniete dann nieder, steif und mühsam, mit den Ellbogen auf Küchentisch oder Bett, und sprach seine Gebete. Das wiederholte sich, wenn er sich zum Schlafen bereit machte.

Das Leben in Glasgow zwischen 1915 und der Mitte der dreißiger Jahre war hart, und ich glaube nicht, dass viele Frauen der Arbeiterklasse in dieser Zeit nicht politisiert wurden. Glasgow befand sich in einem Zustand fast revolutionärer Wut, verstärkt noch durch die großen Fragen von Wahlrecht, Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit. Einige Male kochte der Zorn über. Das erste Mal geschah das bei den Clydeside-Mieterstreiks der Jahre 1915 und 1916, zu dem Zeitpunkt, als meine Großmutter kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus dem klaren Licht von Lochnaw nach Glasgow zog. Innerhalb sehr weniger Jahre waren die Mieten in die Höhe geschossen, während die Wohnsitua-

tion sich verschlechtert hatte; die ausbeuterischen schottischen Mietgesetze erlaubten es den Faktoren (den Vertretern der Hausbesitzer), Mieter, die in Mietrückstand geraten waren, von einem Moment auf den anderen auf die Straße zu setzen und ihre Habseligkeiten einzuhalten.

In Partick und Govan, wo es Rüstungsbetriebe gab, waren die Mieterhöhungen besonders schwerwiegend. Die Clydeside-Streiks wurden vor allem von Frauen organisiert und politisch von der ILP und Menschen wie James Maxton unterstützt. Auf dem Höhepunkt der Mietstreiks weigerten sich bis zu 20000 Mieter, ihre Mieten zu bezahlen, und zwangen damit Lloyd Georges Regierung, durch neue Gesetze die Mieten auf Vorkriegsniveau zu senken.

Der zweite Ausbruch des allgemeinen Zorns, der meine Oma beeinflusst haben muss, war der Streik des Jahres 1919, bei dem es um die 40-Stunden-Woche ging, die revolutionärste Arbeiterklassenaktion, die Glasgow je gesehen hat. Die Streikenden wollten die Wochenarbeitszeit auf 40 Stunden reduzieren, um für heimkehrende Soldaten Arbeitsplätze zu schaffen und um den Aufbau einer Reservearmee aus möglichen Streikbrechern zu verhindern. Am 30. Januar 1919 waren über 40000 Fabrik- und Werftarbeiter in Streik getreten, zusammen mit den Angestellten der Elektrizitätswerke und 360000 Bergarbeitern in Lanarkshire und Stirlingshire. Am nächsten Tag strömten an die 60000 Demonstranten zum George Square, um zu hören, was der Oberbürgermeister zu ihren Forderungen zu sagen hatte. Während die Vertreter der Streikenden sich im Rathaus aufhielten, startete die Polizei einen brutalen Angriff auf die draußen wartenden Demonstranten. Die Folge waren Straßenschlachten überall in der Stadt, die bis tief in die Nacht weitergingen. Aus Angst vor Revolution holte die Regierung 10000 englische Soldaten in die Stadt, die mit Panzern in der Innenstadt und Kriegsschiffen auf dem Clyde auffuhren. Mein Großvater, zu jener Zeit Sergeant Major der Highland Light Infantry, wurde mit einem Bataillon aus schottischen Soldaten in den Kasernen von Maryhill festgehalten. Die Regierung ging davon aus, dass schottische Soldaten möglicherweise zu den Arbeitern überlaufen würden, wenn sich in der Stadt eine revolutionäre Situation entwickelte.

1954 zogen meine Großeltern zuerst nach Saltcoats an der Küste von Ayrshire und danach ins benachbarte Ardrossan, etwa 30 Meilen von Glasgow entfernt. Aus finanziellen Gründen nahmen sie mich mit, während meine Mutter in Glasgow blieb. (Ich wusste es damals nicht, aber meine Mutter war eine Beziehung zu einem Bergarbeiter namens Tom Brown – oder »Tam Broon« – aus der Grubenstadt Blantyre in Lanarkshire eingegangen, und sie hatten 1953 eine Tochter bekommen. Ich erfuhr erst 1955 von meiner Halbschwester, als meine Mutter uns in der White Street in Partick besuchte. Ich spielte gerade an den Knöpfen des Küchenradios herum, um interessante neue Sender zu finden, als meine Mutter mit einem drei Jahre alten kleinen Mädchen hereinkam. »Das ist Olivia, Stuart, dein neues Schwesterchen.« Es war eine ziemliche Überraschung, aber ich wusste damals nichts über diese Dinge und dachte, dass kleine Schwestern vielleicht so auftauchten, als fertige Packungen eben. Aus Angst vor seiner Reaktion erzählte meine Mutter meinem Großvater nie von seiner Enkelin.)

Mein Opa starb im Januar 1955 in Ardrossan im Alter von 80 Jahren. Wie die alten Soldaten aus dem Vaughn-Monroe-Lied schwand er dahin. Ehe er sich zum Sterben hinlegte, dankte er meiner Oma für alles, was sie für ihn und die Familie getan hatte.

Ich kann mich an die Nacht, in der er starb, noch genau erinnern. Ich war schon früh ins »Loch in der Wand« in der Küche zum Schlafen geschickt worden, aber ich wusste, dass etwas nicht stimmte. Etwas, möglicherweise laute Stimmen, weckte mich gegen halb neun Uhr abends, und ich rannte in das vordere Schlafzimmer, wo meine Großmutter und meine Mutter sich mit meinem Opa in seinem gestreiften Schlafanzug abmühten. Er versuchte, sich im Bett aufzusetzen. Vielleicht wollte er zur Toilette, angeblich kommt das bei Sterbenden häufiger vor.

Seine Gesichtshaut, blassgelb wie Pergament, spannte sich um seinen Schädel, der von hinten von den Glühbirnen angeleuchtet wurde. Er starrte vor sich hin, wie hypnotisiert, mit weit aufgerissenen Augen, sein Mund öffnete und schloss sich immer wieder, als er etwas zu sagen versuchte, und er keuchte leise in einer unverständ-

lichen Sprache – Kauderwelsch –, durchsetzt mit englischen Brocken über eine schöne Dame und ein Licht, das er gesehen hatte. Das waren seine letzten Augenblicke, sein Leben erlosch wie eine heruntergebrannte Kerze. Er sank zurück, und ich wurde eilig aus dem Zimmer geschoben.

Sein Tod ging mit unerklärlichen Ereignissen einher. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war die Uhr im Vorderzimmer um zehn vor neun stehengeblieben, also genau zum Zeitpunkt seines Todes. Ich dachte, vielleicht habe Oma sie aufgrund eines alten Aberglaubens angehalten, aber sie behauptete, die Uhr nicht angerührt zu haben, und die Uhr ging nie wieder. Meine Mutter und meine Großmutter erzählten mir auch, dass eine der drei Glühbirnen hinter Opa im Moment seines Todes durchgebrannt sei. Gleichzeitig erloschen die Flammen im Kohlenfeuer, das die ganze Zeit gelodert hatte (und das normalerweise niemals ausging, wir stocherten einfach in der schwelenden Asche und legten Kohlen nach), wodurch es im Zimmer sehr kalt wurde. Der größte abergläubische Humbug aber hatte mit Opas Religion zu tun. Sein letzter Wunsch war, dass seine sterblichen Überreste in der örtlichen katholischen Kapelle aufgebahrt würden. Für diese einfache Dienstleistung bestand der Geistliche auf einer Gebühr von zehn Pfund, die Oma nicht aufbringen konnte. Es war schrecklich für sie, den letzten Wunsch ihres Mannes nicht erfüllen zu können, aber der Geistliche kannte kein Erbarmen. Später konnte Oma genug Geld für einige Seelenmessen zusammenkratzen, obwohl sie sich auch das eigentlich nicht leisten konnte und auch nicht daran glaubte. Die sterblichen Überreste des alten Mannes wurden zur Beerdigung nach Glasgow gebracht, aber weil es eine Mischehe war und deshalb »außerhalb der Kirche«, fand sich am Grab kein Geistlicher ein, um die Begräbnismesse zu lesen, obwohl mein Opa ein treuer Katholik gewesen war. Diese Beutelschneiderei, die meine Oma so verletzt hatte, machte mir arg zu schaffen. Meine bereits bestehenden Vorurteile gegen die Römische Kirche und die willkürliche Macht einer rachsüchtigen Geistlichkeit wurden dadurch noch verstärkt. Ich hatte einige katholische Freunde, aber ich war mir immer der Tatsache bewusst, dass sie anders waren. Unsere sektiererischen Stammesgesetze verlangten, dass wir Katholiken hassten und verachteten.